Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 16

Artikel: Der verschwundene See
Autor: Hess, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670482

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Cécile Lauber

FAHRT ÜBER DEN VIERWALDSTÄTTERSEE

Ueber dem algendunklen Wasser schwimmen die lichtgrünen Sommerufer stumm und friedvoll vorüber. Durch den Dampfer gefurcht, mit glitzrig spiegelnder Fläche, scheint das Wasser sachte zu strömen. In der Ferne öffnen sich orangefarbige Buchten zwischen kühlen Bergkulissen, und von der Höhe der Felsen herab strahlt überirdischer Glanz.

Wo eine helle Gestalt sich ein Weglein entlang bewegt, wird sie zum tanzenden Schmetterling, und der Mensch fügt sich in diese Natur so selbstverständlich, als wäre er nie ihr Feind gewesen. Auf allen Gesichtern spiegelt sich froher Genuss. Genuss aber ist Erfüllung. Ziel irdischen Daseins, gleichgültig, ob er eine Stunde oder einen Tag andauert. Man wünscht das Lächeln zufriedener Eltern, besonders jenes der jungen Mütter, einsammeln und konservieren zu können.

Rötliche Flechten schmiegen sich zärtlich an warmes Gestein, und glasklar wirkt die Sonnenbrause über den unbewegten Laubkronen steiler Bergwälder mit süssen Schattennistungen. Der Schimmer reifender Kornfelder an fernen Hügeln gleicht dem Goldsaum schleppender Engelsschwingen.

Eine Bergnase weicht zur Seite, und die Urwelt der Urnerberge steht vor uns, leise schaukelnd im roten Rauch eines unverbrauchten Morgens, der nach Schöpfung riecht.

Und wie es dem Wechsel zweier Welten zusteht, verändert sich auch das Licht, verblaut und wird sehr machtvoll. Der Schimmer eines andern Himmels zieht die Ufer an sich. Jede Einzelerscheinung wird hier gewichtlos; nur der Ton einer Glocke, der aus einem Turme fällt und in dunkeln Schlägen die Stunde nachzählt, erobert sich Geltung, und eine blaue Weide, deren Schleppe im Seespiegel badet, wird zur Agraffe, die die Häuser eines ganzen Dorfes ans Ufer heftet.

Die Kraft der Schönheit erfasst jeden und verbreitet eine Atmosphäre der Feierlichkeit, der einige Mädchenstimmen am Bug des Dampfers ergreifenden Ausdruck verleihen.

Das Wasser ist plötzlich übersprüht mit tanzenden Sonnensternen, die über die Kämme kurzer Wellen hüpfen. Eine Waldlichtung mit gefällten und geschälten Stämmen verbreitet Einsamkeit. In grosser Stille schwimmt die Rütliwiese an. Von der Axenstrasse herüber grüsst der Dreiklang eines Posthorns; die Mythentürme erheben sich in schweigendem Ernst, und das dunkle Anschlagen der Grundwellen gegen senkrecht aufstrebende Wände wird zur Stimme der Ewigkeit.

Jakob Hess

DER VERSCHWUNDENE SEE

So mancher, der im grauen Hospiz unter der Passhöhe rastet, beschaut sinnend die Felsmulde zwischen Haus und Berggehänge. Fragt er wissbegierig darnach, dann bekommt er vom Gastwirt die seltsame Mär von dem verschwundenen See zu hören.

Schon vor Jahrhunderten war das Bergjoch von Handelsleuten viel begangen, die aus dem fruchtbaren Süden Wein und kostbare Seide herüberbrachten. Aber nicht immer konnten sie so sicher wie heute den Pass überschreiten. Es gab eine Zeit, da Händler und Waren verschwanden und nie mehr gefunden wurden, als hätte sie der Boden verschluckt, der doch aus gewachsenem Gneis bestand.

Die Hospizwirtschaft wurde damals von einem landfremden Pächter besorgt, den niemand so recht kannte und der die Pacht nur erhalten hatte,

weil er das höchste Gebot getan. Sein Name war Beppo Castelfranco; doch man hiess ihn nur den Venediger, und da er ungewohnt rasch zu Geld kam, munkelte man in den Tälern davon, er hätte das Hospiz nur übernommen, um Goldminen, die er im Gebirge entdeckt, heimlich für sich ausbeuten zu können, wie die Venediger es gewohnt seien. Der Verdacht, er könnte mit dem Verschwinden von Passreisenden zu tun haben, kam in den ersten Jahren nicht auf, da eine Räuberbande lange die Taldörfer brandschatzte und man ihr alle Untaten zuschrieb, die im rauhen Bergland geschahen. Als aber die Mitglieder jener Bande einmal restlos aufgegriffen waren, hörten die heimlichen Ueberfälle trotzdem nicht auf. Kein Wunder, wenn man nun nach und nach den Hospizwärter am Passe droben mit misstrauischen Augen ansah. Das Landgericht entsandte Beamte und Landjäger, um den Gastwirt peinlich befragen zu lassen und jedes Loch droben zu durchsuchen, wo Leichen und Güter versteckt liegen konnten.

Die Einvernahme ergab jedoch nichts besonderes. Beppo Castelfranco versicherte bei allen Heiligen, sich keines Verbrechens schuldig gemacht zu haben. Sein olivfarbenes Gesicht mit dem wilden Schnauzbart verriet keine Spur von schlechtem Gewissen, wenn es auch manchmal erregt glitzerte in den kohlschwarzen Augensternen. Aus der Magd und dem Hospizknecht war ebenfalls nicht das geringste herauszuholen, das den Wirt belasten konnte. Er hatte beide aus seiner Heimat mitgebracht und sie hielten zu ihm wie die Kücken zur Henne. Auch das Durchsuchen der Hospizgebäude förderte nichts von dem Verschwundenen zu Tage. War der Wirt doch schuldig, dann hatte er schlau und sorgfältig alles beiseite geräumt, vielleicht rechtzeitig das Raubgut nach dem Süden verschleppt, oder in unbekannten Felsklüften verborgen. So zuckten Beamter und Häscher ratlos die Schultern und sprachen vom Heimgehen, ohne das Geringste erreicht zu haben. Trotzdem war jeder von ihnen fest davon überzeugt, der Verdächtige sei durchaus nicht so schuldlos wie er sich zu geben wusste. Doch ohne Beweise hängt man niemanden. Der Leiter des Gerichtsausschusses verhehlte dem Wirt auch durchaus nicht, er halte ihn für einen Schurken, selbst wenn sie bei ihm nichts Ungehöriges gefunden hätten. Wenn die Gebirge zu reden vermöchten, so würde er wohl bald am Galgenstrick baumeln.

Da erhob Beppo Castelfranco grossartig die Rechte und schrie, auf den Bergsee hindeutend, der die Sonnenstrahlen funkelnd zurückwarf: «So rein wie der Wasserspiegel dort glänzt, so frei von Schuld ist auch mein Gewissen. Sagt das den Narren im Tale drunten, die mich nur verfolgen, weil ich fremd bin. So wenig der See da drüben verschwindet, so wenig könnt ihr mich mit Fug und Recht anklagen, Verbrechen begangen zu haben.»

In der diesen Worten folgenden Nacht, der letzten, den die Behördevertreter im Berghospiz verbringen wollten, brach ein furchtbares Hochgewitter aus und um Mitternacht bebte die Erde unter den Häusern in heftigen Stössen. In Angst und Bangen, zitternd und betend, wurde der Morgen erwartet. Auch der Wirt lauschte mit verzerrter, durchaus nicht mehr höhnischer Miene auf das Toben der Gewalten, die sich der Macht des Menschen entziehen; aber niemand sah ihn beten, so wenig wie sein Hausgesinde. Man sagte den Venedigern nach, sie stünden mit dem Bösen im Bunde, und so verwunderte sich keiner, sie die Hände nicht falten zu sehen.

Als das Gewitter vorbeigebraust war, die unheimlichen Erdstösse aufhörten und das erste Leuchten des Tages über den Felshörnern emporstieg, die im Osten den Pass überhöhen, traten die Gerichtsleute ins Freie, Gott dankend für den jungen Morgen, der alle Schrecken der Nacht auslöschte.

Doch auf einmal schrie einer: «Schaut. Drüben der See! Sein ganzes Wasser ist ausgelaufen! Er steht leer wie ein Vorratsspeicher im Frühling.»

Richtig! Die glänzende Wasserfläche, welche abends die Berge ringsum noch gespiegelt und auf die der Wirt zum Vergleich hingewiesen, war in der Nacht vollständig verschwunden!

Aerzteanekdoten

Zu einem berühmten Professor kommt ein neuer Patient. Der Professor, der sehr stolz auf seine schnelle Diagnose ist, betrachtet den Mann schon aus der Entfernung prüfend und sagt:

«An Ihrer rechten Brustseite ist eine Gewulst; aber nur keine Angst, die werden wir schon klein kriegen.»

«Bitte, Herr Professor, nicht gar zu klein», erwidert der besorgte Patient, «das ist nämlich meine Brieftasche!»

Mitgeteilt von N. O. Scarpi

Doch der Gerichtsobmann erblickte noch mehr als nur einen schlammig kahlen Seeboden. Auf dem Grunde lagen, die Füsse beschwert mitt grossen, niederziehenden Blöcken, die sterblichen Ueberreste derer, die vordem auf dem Pass droben verschwunden waren.

Als auch der Wirt diese Leichen erblickte, stiess er einen lästerlichen Fluch aus und versuchte, im ersten Schreck zu entfliehen. Aber es fanden sich Häscherfüsse, die schneller noch als die seinen waren. Bald hatten sie ihn eingeholt und der Versuch, sich den Armen des Rechts durch die Flucht zu entziehen, galt als stummes Schuldeingeständnis. Entlarvt als der langgesuchte Mörder, wurde er samt seinem Gesinde in Ketten hinab zum Gerichtsort geschleppt, wo man gar nicht zärtlich mit ihnen umging.

Der Prozess gegen Castelfranco und seine Komplizen dauerte lange. Zu verschiedenen Malen gefoltert, gestand der Verbrecher, wo das geraubte Gut versteckt lag. Es musste aus seiner Heimat und aus Felsklüften, die ohne sein Geständnis kein Mensch entdeckt hätte, mühsam beigebracht werden.

Der Tag, an dem man den ruchlosen Venediger von der Galgenleiter herabstiess, um den Geldgierigen seine Verbrechen büssen zu lassen, wurde im Bergland als ein Volksfest gefeiert.

Das Seebecken auf dem Pass füllte sich nie mehr, denn das Erdbeben hatte die Ufer auf der Talseite tief eingerissen. Leer gähnt nun die Mulde, zum Beweis dafür, wie der Herr über Himmel und Erde den Mörder auch dann zu entlarven weiss, wähnt er seine Opfer tief verborgen.

Zuweilen sieht der eine und andere den gerichteten Hospizwirt nachts über die Jochhöhe schleichen, an jeden Fuss einen Steinblock gebunden. Es heisst, der Venediger müsse für immer als umgehendes Gespenst abbüssen, was er den schuldlosen Opfern seiner Raublust angetan hätte.

Seit seinem Tode sind keine Reisenden mehr beim Queren des Gebirges verschwunden. Auf dem alten Seeboden blühen im Sommer die Purpurenziane, dunkler als anderswo gefärbt vom Blut der einst Erschlagenen, und Alpenrosenglut färbt die Ufer des verschwundenen Gewässers; denn das Leben grünt und fruchtet weiter, auch auf den Stätten einstigen Grauens. Dieses steigt nur noch in den Geschichten des jetzigen Hospizwirts aus dem Dunkeln, wenn der Wein aus dem Süden in den geschliffenen Gläsern funkelt und der Passwind um die grauen Hausecken heult.

Heinz Scheibenpflug

SILBERLAUB AN BLAUEN KÜSTEN

Vom Oelbaum und seiner Bedeutung

Der silbrigschimmernde Oelbaum ist so recht die Charakterpflanze des ganzen Mitelmeerraumes, wo er vermutlich auch seine Urheimat hat, obgleich das bei einer so alten Kulturpflanze, die schon im antiken Griechenland und im alten Rom eine grosse Rolle spielte, schwer zu entscheiden ist. So genügsam und unempfindlich der Olivenbaum sonst ist — er verträgt auch die rüdeste Behandlung und nimmt mit dem kargsten Felsboden an den Steilhängen der südlichen Küste vorlieb — gegen Kälte ist er unerhört empfindlich. Damit aber sind auch seiner Verbreitung enge Grenzen gezogen, die er nicht überschreiten kann.

Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch war und blieb die Olive die Lebensgrundlage für die Menschen, die an den Küsten des Mittelmeeres, in Südfrankreich, Süditalien, Griechenland und Spanien daheim sind. Der karge Felsboden, der in emsiger Arbei zu zahllosen Terrassen umgestaltet und bis zum letzten Fleckchen bebaut wurde, lässt keinen Getreidehalm zu, wohl aber gedeihen hier nebeneinander die Weinrebe, die Feige, die Zitrone, Nüsse und Edelkastanie und immer wieder die Oelbäume.

Ist die Frucht des Oelbaumes, die scharf und herb schmeckende, schwarzgrüne oder violette Olive, heute auch nicht mehr die alleinige Fettspenderin des Mittelmeergebietes, weil der Ertrag der Oelgärten nicht mehr ausreicht, den Bedarf der stark angestiegenen Bevölkerung zu decken, so ist sie doch noch von ausschlaggebender Bedeutung, weil die kleinen Bergbauern fast nur vom Ertrag ihrer Oelpflanzen leben.

In den letzten Oktoberwochen beginnt in Süditalien die Ernte der Oliven. Die weiten Oelbaumhaine, die sich hier allerorts vom Ufer des Meeres bis hinauf unter die Gipfel der weisschimmernden Felsberge erstrecken, sind dann voll von Men-